



Andra

Januar 1890, Ostpreußen

Die Gischt und die Wellen hatten sich zu einer Masse aus dunklem Blau und hellem Weiß zusammengetan und bewegten sich im Takt dieser eisernen Melodie. Es war die Melodie, die aus dem Schloss waberte. Fast eine Burg, dort oben an den Klippen. Sie war weitab der Wellen, thronte über ihnen wie ein Gott. Nur wenige Tropfen des Wassers spritzten zu dem dunklen Stein hinauf, krochen daran entlang und wirkten in der Dunkelheit der Nacht wie dunkelrotes Blut.

Alles blutete. Jeder Moment. Selbst der Himmel schien zu weinen, als sich die ersten Wolken auseinanderrissen, als die Wolken sich spalteten und sanfte Tropfen von oben auf die Welt sickerten.

Schreie waberten durch die Luft; waren der Bass dieser Melodie, waren die Basis jeglicher Erinnerungen und Gedanken. Schreie einer werdenden Mutter, die in ihren Wehen lag, die so laut schrie, dass sie sich selbst nicht vernahm. Selbst der Donner übertönte ihre Schreie nicht. Die Blitze aber, die durch die dunklen Fenster ins Innere drangen, erhellten das Bild, das sich der anderen, befremdlichen Frau offenbarte, die dort stand.

Hedwig Masken hatte sich über Andra Rosendorn gebeugt, blutig ihre Hände, die Augen weit aufgerissen, als würde sie etwas erkennen, das sie selbst kaum begriff.

Die junge Frau vor ihr hatte die Beine weit gespreizt, den Kopf nach hinten in den Nacken gelehnt, die Lippen aufgerissen. Es waren Schreie, die sich aus ihrer Kehle in die Nacht ergossen wie tausende Motten; schwarz und klebrig, die Flügel vom Schweiß und Blut kaputt.

Schreie, die von der Natur aufgesogen und von allen Göttern gehört wurden. Donner gellte durch die Nacht. Gischt und Wellen spritzten so weit hinauf, dass Hedwig Masken glaubte, dass die Welt dort draußen unterginge, weil Andra Rosendorn ein neues Kind gebar. Ein Kind, dessen Kopf langsam sichtbar wurde. Rot der Kopf, von all dem Blut bedeckt, das aus Andras Scham noch immer hervorströmte. Dunkle Tropfen, die das Weiß ihres Hemdes und der Decken färbte.

Sie blutete zu stark. Und Hedwig konnte nichts machen, als dort vor ihr zu hocken, die Hände klebrig von dem Blut, die Augen weit aufgerissen, das Herz in ihrer Brust eisern und schwer.

»Halte durch, Andra. Es ist bald geschafft.« Sie hatte selten etwas wie Liebe durch ihre Stimme gleiten lassen und doch musste es jetzt Liebe sein. Liebe für ein noch ungeborenes Kind, das aus ihrer Mutter wich und die fremde Luft dieser fremden Welt zum ersten Mal in seinen Lungen schmeckte. »Pressen, Andra. Pressen.«

Oh, Andra schrie. Sie schrie so laut, dass alles unter ihren Schreien zu erbeben drohte. Donner und Blitze gellten durch die Nacht; vertrieben die unendliche Schwärze für einige Herzschläge lang.

»Andra.« Andra Rosendorn. Wie befremdlich, dieser Name auf den Lippen der anderen Frau. Hedwig Masken trug ein schwarzes Kleid, sodass man das Blut in dem Stoff nicht erkennen konnte. Doch sie schmeckte es. Das Eisen an ihrem Gaumen, den Rauch in ihrer Kehle. Die Schreie eines Kindes, dabei konnte sie für den kleinen Jungen nicht schreien, ihm den Schmerz nicht nehmen, der dort in Andras Leib gefangen war.

Hedwig Masken beugte sich noch weiter nach vorn. Sie hatte in den vergangenen Monaten so wenig für diese Frau empfunden, die dort vor ihr lag. Hatte den dicker werdenden Bauch gesehen und doch nichts verändert. War für sie nicht da gewesen, hatte nichts gesagt, als der Blick in Andras Augen leerer und noch dunkler geworden war. Hatte nicht reagiert, als der kupferne Fleck in ihrem Auge sich weiter ausgebreitet hatte.

Das Kupfer nahm überhand. Und vielleicht hatte es den kleinen Jungen längst befallen.

»Im Namen des Vaters«, flüsterte Hedwig leise und ihre Stimme war nur ein tiefes Grollen, kaum hörbar zwischen den Wellen und dem Donner. »Im Namen des Sohnes, des Geistes, des Teufels.«

Andra rollte sich zur Seite. Schweiß und Tränen verklebten die Haut unter ihrem Gesicht.

»Du –«, sie streckte ihre Hand nach vorn, griff nach Hedwig. »Du

musst mich aufschneiden. Du musst ihn retten. Schneid ihn aus mir raus, Hedwig.« Ihre Stimme war brüchig, doch sie konnte die Worte formulieren, konnte sich in ihnen fallen lassen. Sie lehnte sich zurück, die Augen noch immer sanft geöffnet, sah sie die Masken-Frau an.

Eine letzte Bitte, eine Einzige.

»Tu es nicht für mich.« Sie lehnte sich weiter zur Seite, spuckte aus. Es war Blut. Zähes, rotes Blut. »Tu es für den Narbenfürsten, Hedwig, tu es für ihn allein.«

Es veränderte etwas in Hedwig. Es war der Blick ihrer blauen Augen und sie wirkten gespenstisch hell. Ein Blitz zuckte durch die Welt. Ausuferungen, hellblaue, fast weiße Linien zogen sich durch die Luft, glitten hinein in den Raum.

Hedwig griff nach dem Messer neben dem Bett. Die Klinge war scharf und silbern. Noch immer sauber, unbenutzt.

»Schneid mich auf.« Es waren Andras Worte, die sie dazu verleiteten. Sie schob ihr Kleid noch weiter hoch. Weiß war es gewesen, jetzt rot. Das Kleid einer verlorenen Weltenbraut, die in sich nicht nur die Samen Fremder trug, sondern auch das Kind eines von ihnen.

Das Kind eines Narbenfürsten.

»Es wird wehtun.«

»Das ist mir egal.« Sie lachte. Bitter. Ihre rechte Hand zur Seite gestreckt, schien sie nach etwas in der Luft zu greifen. Sie drehte ihren Kopf in die Richtung. Ihre Augen geweitet, wirkte es fast, als erkenne sie etwas, was Hedwig verborgen blieb.

Diese setzte die Klinge an die blasse Haut. Flecken des Blutes waren durch den Stoff gesickert. Und auch wenn Hedwig nicht wusste, ob es die richtige Stelle war, so drückte sie die Klinge doch weiter hinab.

Fleisch wurde durchtrennt.

Noch mehr Blut trat hervor.

Doch dieses Mal wirkte es als wäre es von einer anderen Farbe. Es wirkte orangen, kupfern. Es wirkte wie aus einer fremden Welt.

Hedwig taumelte nicht zurück. Auch wenn der Geruch ein fremder war, der aus der Wunde emporkroch. Er erinnerte Hedwig an einen grausamen Krieg.

»Wenn du mich umbringst«, ein leises Lachen glitt von Andras Lippen, dann stockte sie. Schloss ihre Augen. Hedwig hatte die Klinge noch tiefer gedrückt, doch vorsichtig, damit sie das Kind nicht traf. »Sag Wilhelm, dass du es warst, die mich getötet hat. Er wird seinen Spaß daran finden.«

Hedwig zuckte zusammen.

Und doch wich sie nicht zurück, so groß der Schmerz auch war.

Sie schnitt weiter, tiefer hinab, fühlte mit ihren Finger nach dem Leib des Kindes.

Sie fand es. Weiche Haut, matschig von dem Blut. Sie drückte den Schnitt auseinander. Doch was sie sah, war noch etwas anderes als der kindliche Leib.

Es war eine Wahrheit, die sie erst nicht begriff.

Andras Augen flatterten, als würde sie die Welt um sich herum kaum noch begreifen können. Als würde sie nicht verstehen, was mit ihrem Leib geschah. Was dort in ihrem Inneren war, das nach außen brechen wollte.

Eine Welt verändern würde.

Vielleicht alle Welten.

»Andra.« Doch sie reagierte längst nicht mehr. Hedwig beugte sich zitternd näher zu der Wunde herab. Sie erkannte das Blut, sie erkannte den anderen Leib. Und noch etwas anderes. Kupferne Stränge, die sich durch Andras Inneres gewunden hatten. Sie waren dürr, Späne in dem Fleisch. Sie glitzerten, reflektierten das wenige Licht, das durch die Blitze und den sanften Mond durch die Fenster in den Raum drang. Es bewegte sich nicht, das Kupfer.

Ein Leib aus Kupfer. Nicht vollends, nur Teile davon.

»Andra. Was bist du?« Doch die junge Mutter vernahm die Worte der Fremden nicht. Und Hedwig begriff, dass es längst um etwas anderes ging. Dass sie nicht an diesem Ort war, um zu verstehen, was Andra war. Vielleicht wusste sie es längst, nur hatte sie die Wahrheit von sich gestoßen.

Sie griff mit ihren Fingern in den Unterleib Andras, umfasste das Kind, zog es vorsichtig hervor. Kein Schreien, kein Wimmern. Weder von Sohn noch Mutter. Nur eine Stille, die sich über den Raum legte. Wie ein dicker Schleier, er umhüllte selbst Hedwig, die das kleine Baby in ihren Armen hielt, es vorsichtig hin und her wiegte. Ein leises Summen glitt aus ihrer Kehle, doch es drang nicht durch den Raum. Es verblieb in ihrem Gaumen, verblieb in ihrem Leib.

Das Blut der Mutter strömte noch immer hervor.

Eine Frau, nackt und entblößt, die dort auf dem Bett lag, unfähig sich zu bewegen, unfähig zu erkennen, wo sie wirklich war.

Die Wunde bewegte sich. Die Späne aus Kupfer glitten durch ihr

Fleisch, hinauf zu der roten Linie, die Hedwig wie eine Künstlerin mit der Klinge erschaffen hatte. Sie legten sich an die ausgefransten Stellen, glitten hinein; zogen die Wunde zusammen.

Andras Oberkörper drückte sich nach oben, sie öffnete ihre Augen, blickte sich um, erkannte das Kind auf den Armen einer Fremden. Der Blick in diesen Augen wirkte anders, golden, kupfern. Die Farben versuchten sich gegen das Silber zur Wehr zu setzen, das vom Mond auf sie herab schien.

Andra beugte sich nach vorn, kroch näher auf das Ende des Bettes zu. Hedwig wich vor ihr zurück, taumelte, das Kind auf ihren Armen, schrie noch immer nicht.

»Gib es mir«, flüsterte Andra, ihre Stimme leise, aber fest. »Gib mir das Kind!« Und als sie schrie, erhob sie sich. Sie hätte zu schwach dafür sein müssen und war es doch nicht. Sie hechtete nach vorn, presste Hedwig an die Wand. Sie entriss ihr das Kind. »Gib es mir, sonst stirbt er, der Gott!« Sie wirkte wie eine Wahnsinnige, Andra Rosendorn; und vielleicht war sie das auch, nicht nur in diesem Moment, sondern war es immer schon gewesen.

Ihr Haar goldbraun, ihr Gesicht voller Blut. Sie drehte sich zur Seite, presste den Jungen fest an ihr blutüberströmtes Kleid.

»Er ist tot, der Gott«, flüsterte sie leise und sie taumelte nach vorn, näher auf die Tür zu. »Und ein anderer Gott muss ihn retten, Hedwig. Nur hast du das nach all der Zeit noch immer nicht begriffen.«



Lucius

Die junge Mutter konnte sich auf ihren eigenen Beinen kaum halten und doch gab sie nicht auf. Sie setzte jeden Schritt nach dem anderen. Sie war durch das Schloss gehastet. Den Jungen noch immer in ihren Armen, der Blick in ihren Augen noch immer von der kupfernen Farbe dominiert.

Hedwig Masken war ihr nicht gefolgt und fast war es, als sei sie ganz allein in diesem Schloss. Die einzige Seele, die sich in den Weiten dieser Hallen verloren hatte.

Doch das war sie nicht. Eine weitere Seele war hier gefangen worden. Eine weitere Seele, die im Inneren dieses Schlosses gedieh. Sie wurde faul, sie wurde fremd. Gefangen vom Metall. Ein König, ein Gott und doch nur ein Fürst.

Sie näherte sich dem Wesen, diesem Fremdling, als sie die Tür ins Innere der unterirdischen Kapelle geöffnet hatte. Die junge Mutter strauchelte nicht, auch wenn ihr Körper von der Geburt noch immer verändert sein musste.

Ein Lächeln hatte ihre Lippen verzogen, doch es wirkte in dem Kerzenschein nahezu grotesk, nahezu eingemeißelt in ihre sonst so blassweiße Haut.

Andra hielt das Bündel fest in ihren Armen. Das Flackern der Flammen erhellte den Raum mit goldenen Linien. Alles wirkte golden hier unten; längst nicht so silbern wie der Mond dort oben am Himmel, den sie von hier nicht sehen konnte.

»Lucius.« Ihre Stimme war ein Singsang. »Lucius. Unser Kind ist endlich geboren. Unser Sohn.«

Der Mann, der auf dem Thron auf dem Altar saß, konnte sie nicht vernehmen. Alles an ihm war von dem Metall überzogen. Seine Haut, sein Gesicht, seine Augen. Es hatte ihn erfüllt, war in seinen Adern gefroren. Er saß dort nur, die beiden Arme auf den Lehnen, den Blick starr nach vorn gerichtet.

Doch Andra sah er nicht.

Auch nicht das nackte Kind, das sie auf den Boden der kalten Kirche legte, als sie ihn erreicht hatte. Sie brachte ihm ein Opfer dar. Ein lebendes Opfer, das er aus dem Tod befreien sollte, so hatte sie gehofft.

Andra beugte sich über das kleine Gesicht, liebkostete die Haut mit ihren spröden Lippen. Als sie sich wieder aufrichtete, blickte sie dem Narbenfürsten direkt in sein starres Gesicht.

»Unser Sohn, Lucius. Und ich bin hier, damit du ihn vor dem Teufel rettest, der von ihm Besitz ergriffen hat.«

Es passierte nichts.

Dort verweilten sie, eine sämige Stille zwischen ihnen, selbst das Flackern der Kerzen war vorbeigezogen, hatte sich aufgelöst. Sie waren starre Linien in der Luft über dem weißen Wachs.

»Drei Götter, drei Söhne, drei Mütter«, flüsterte Andra leise, ihre Stimme ein Singsang, als sie sich ein weiteres Mal nach vorn lehnte, sich dieses Mal jedoch vor dem Mann verbeugte, der dort saß. »Er hat begonnen, der Untergang jeder Welt hat begonnen, Lucius.«

Und als sie sich zur Seite wandte, die Kirche betrachtete, waren es kupferne Linien, die aus dem Inneren des Kupferfürsten drangen und aus ihrem Inneren.

Sie spinnen einen Kokon um das nackte, blutige Kind.

Und dann schrie es, aus dem Nichts. Helle Laute, die im Inneren der Kapelle widerhallten. Andra lachte. Doch der Narbenfürst, Lucius Goldblatt, fiel nicht mit ein. Noch immer konnte er sich nicht bewegen, noch immer begriff er die Welt um sich herum nicht.

Doch das Kind vernahm die Wahrheit. Und ein Herz entstand. Dort in dieser kleinen Brust entstand ein Herz und es pochte so sehr gegen die Brust. Es war nicht menschlich, es war kupfern, verströmte den Geruch von Metall, den auch Andra in sich vernahm.

Und doch war dieser Moment nicht für immer, nur eine Zeitaufnahme, nur ein Augenblick. Ein Wimpernschlag, ein Herz, das sich bildete und ein Schreien, das von den Lippen des Jungen glitt. Er schrie. Endlich, endlich.

Er schrie.

Und Andra hob ihn in ihre Arme, wiegte ihn hin und her. Tränen rannen ihre Wangen herab, erschufen weiße Linien in dem sonstigen Rot.

»Du lebst«, flüsterte sie leise, machte wenige Schritte nach vorn. So nah auf den Narbenfürsten zu, dass sie sich nur zu ihm herabbeugen musste, um ihm das Kind zu zeigen.

Und auch wenn er nicht reagierte, verspürte sie doch seine Gedanken. Das Glück, das ihn erfassen musste. Gleichsam die Angst, dass er dieses Kind niemals in seinen Armen würden halten können.

Die Wahrheit tat weh.

Doch noch schmerzlicher war der Laut, der nun durch die Kapelle hallte. Die Stimme, die Andra kannte und doch nicht kennen wollte.

»Dort sind sie. Ergreift das Kind.«

Hedwig Masken stand hinter den Männern, die ins Innere strömten. Ihre Gesichter von schwarzem Stoff umhüllt, erkannte Andra weder ihre Mienen noch ihre Haut. Sie waren vollends verhüllt, vollends bedeckt. Und was sich unter ihnen befand; oh, daran erinnerte sie sich. Sie wollte zur Seite weichen und doch stand sie dort noch immer; so nah an Lucius, ihr gemeinsames Kind auf ihren Armen, den Schmerz in ihrem Blick.

Es waren drei.

Groß gebaut, die Uniformen dunkel und voller Schatten.

»Nein!« Sie schrie, als sie begriff, was um sie herum geschah. Als man ihr das Bündel aus den Armen reißen wollte. Die Soldaten hatten sich über sie gebeugt, griffen und zerrten nach ihr. Andra schrie noch lauter als zuvor. Sie schrie um eine Seele, die zu ihr gehörte und die ihr doch genommen werden sollte.

»Nein!« Doch die Soldaten machten mit dem weiter, was ihnen befohlen worden war: Ihr das Kind zu rauben. Ihren kleinen Sohn, der sie mit den dunklen Augen angeblickt, der in ihr etwas berührt hatte, das sie selbst kaum begriff.

Und über alledem lag Hedwigs Lachen. Ein dunkles Lachen, gleichsam wundervoll. Sie ergötzte sich an dem Schmerz der Frau, die sie zuvor bloßgestellt hatte. Sie sah, wie sie sich wehrte und gegen die Soldaten doch nicht stark genug war.

Sie wich zurück, zur Seite.

Sie versuchte es und doch hatte sie keinerlei Chance.

Einer der Männer packte sie, presste sie auf den Boden herab. Ein

anderer packte das Bündel, den kleinen Jungen, der noch immer schrie. Seine Augen weit aufgerissen konnte er nicht begreifen, was geschah – dafür war er zu jung. Und doch musste er es spüren, doch musste er den süßlichen Schmerz vernehmen. Die Schreie seiner Mutter und das Schweigen seines Vaters.

Denn der Narbenfürst saß dort noch immer auf seinem Thron und bewegen konnte er sich nicht. Seine Augen nach vorn gerichtet, sah er die Situation durch eine dicke Schicht aus kupfernem Metall. Die Soldaten schlugen auf die Frau nieder, die noch immer geschwächt war von der Geburt. All das Blut, all die Dunkelheit, sie verstärkten sich nur.

Der Mann, der ihren Sohn in seinen Armen trug, drehte sich um, lief zu Hedwig Masken zurück. Und dann reichte er ihr den Jungen. Dann war dort dieser Blick in ihren Augen. Sie beugte sich über ihn, als sei sie ein Tier und er ihre Beute.

»Ich danke dir, Andra, für diese Geburt.« Und als sie sich zur Seite wandte, verschwand sie mit ihren Soldaten in den Weiten des Schlosses. Sie drehte sich nicht um, erkannte Andra Rosendorn nicht, die sich ganz klein gemacht hatte.

Sie hockte am Boden und sie war tot. Dort vor dem Narbenfürsten, nach vorn gebeugt, doch sie betete nicht mehr. Sie war verstummt, ihre Augen weit aufgerissen, ihre Lippen voller Blut.

»Sie haben unser Kind genommen«, flüsterte sie leise und ihre Stimme waberte in der Kapelle umher, als sei sie schwer vom Weihrauch. Dabei war sie nur so rau von all den Schreien dieser nie enden wollenden Nacht. »Sie haben uns ein weiteres Mal unser Kind genommen, Lucius. Und es zerreißt mein Herz, nicht zu wissen, wo sie sind, unsere Söhne.«





ERSTER TEIL

NOVEMBER 1899







Kapitel 1

Goldener Schmerz

Sie lag auf ihrem Bett, die Arme ausgebreitet, als sei sie ein Engel, der vom Himmel gefallen war. Golden das Haar. Die Augen geschlossen, doch in ihnen trug sie seit jeher nur Schmerz und Gram. Es waren so viele Jahre vergangen. Sie konnte sich kaum noch erinnern und wollte es auch nicht. Und doch schmeckte sie noch immer das Blut auf ihren Lippen.

Sein Blut.

Und sie betrachtete ihn. Den neuen Narbenfürsten, wie er dort in ihren Gedanken auf dem Thron hockte, sich nicht bewegen konnte in dieser nie enden wollenden Zeit. Er konnte sie nicht sehen. Ihre Schreie nicht hören. Nicht wissen, dass dort in ihrem Körper ein Leib herangewachsen war. Ein kleines Kind nur, das sich nach einem Leben gesehnt hatte und es dennoch nicht vollführen konnte. Es war aus ihr herausgeschnitten worden. Ihr in Dunkelheit gestohlen, ihr genommen, als sei es ihr Kind nie gewesen.

Sie hatte es weder erkannt noch gespürt – zumindest erinnerte sie sich jetzt nicht mehr daran. Ein Leib in dem ihren, ein leeres Gefühl danach. Und sie wollte schreien, jetzt noch immer. Nur vernahm niemand ihre Schreie, sie war eingesperrt in unendlicher Dunkelheit, in der die Schwärze jeden Laut verschlang.

Von ihren Lippen quoll grauer Rauch. Die Zigarette in ihrer rechten Hand war fast heruntergebrannt. Als sie sich zur Seite wandte, verhedderte sie sich in den weißen Decken um sie herum, doch das war ihr egal. Die

Trauer hatte der Leere in ihrem Inneren Platz gemacht, erfüllte alles, jeden noch so kleinen Deut.

»Oh, Mutter. Oh geliebte, goldene Mutter.« Sie hielt ihre Hand weit von sich weg, betrachtete die glimmende Spitze der Zigarette. Ihre Augen weiteten sich gespenstisch und fasziniert, als sie ihren anderen Arm noch vorne streckte und den Stummel ausdrückte, die Glut auf ihrer Haut verspürte.

Sie spürte keinen Schmerz. Dort war nichts. Nur brennendes Fleisch und brennende Gedanken. Asche, die sich über ihre Erinnerungen legte. Kleine Härchen, die lichterloh in Flammen aufgingen; Feuer, das bis in ihre Seele reichte.

Ein Lachen, vom Wahn durchdrungen glitt durch das Zimmer, durch die Welt. Wellen brachen sich an dem Schloss, in dem man sie gefangen hielt. Erinnerungen ergossen sich in ihrem Schädel zu unendlicher, weißer Gischt. Sie lehnte sich nach hinten, den süßlichen Schmerz auf ihrer Haut noch immer spürend. Sie vernahm die sanfte Melodie eines anderen Festes und, oh Mutter, wie wundervoll jegliche Erinnerung doch war.

Ihre Augen sanft geschlossen, schien sie abzudriften. Ihr Geist war voll von Drogen und von fremden Gedanken. Sie halluzinierte und dennoch war es ihr eigenes Leben, das ihre Gedanken wieder und wieder beherrschte.

»Im Namen des Vaters«, flüsterte sie leise, als sie sich ein weiteres Mal zur Seite drehte, rastlos und wild, und das weiße Kleid, das sie trug unter ihren Bewegungen aufbauschte. »Des Sohnes, des Geistes, des Teufels.« Sie streckte ihre Hand nach vorn, als sie ihre Augen aufriss, von einem plötzlichen Gedanken nahezu zerfetzt. Ein starrer Blick in wundervollen Augen; sie wären grün gewesen, hätte sich in dem einen der bronzefarbene Fleck nicht weiter ausgebreitet. Wie eine Krankheit, der durch ihre Iris gekrochen war, auch in ihr Gehirn, ihren Schädel, in jede Erinnerung. Ein bronzefarbener Fleck, der jeglichen Gedanken überschattete. Der Metallgott war überall, er erhob sich in ihrem Kopf und durchschlug jeden Moment.

»Wo bist du nur, Brüderchen?« Sie griff mit ihrer rechten Hand nach vorn, griff nach der Scherbe, die dort zwischen den Bettlaken hing. Sie hatte sie in ihren Decken versteckt. Als ihre Hand sich lockerte, fiel der Stummel herab, zog eine Linie aus Schwarz auf das Weiß der Decken.

Und dort war noch etwas anderes. Dort war noch Blut. Ihr eigenes. Dunkel und braun. Von der Zeit gefressen. Von dem Stoff geliebt.

In jeder Nacht war die kaputte Frau erwacht, die Scherbe aus Glas zwischen ihren Händen, die Tropfen dunkel und rot auf ihrer Haut. Sie hatte halluziniert, hatte sich in ihren Träumen durch Erinnerungen bewegt, in der noch jegliches Leben zu ihr zurückgekehrt war. Erinnerungen, in denen ihre Kinder nach ihr geschrien, sich nach der Milch in ihren Brüsten verzehrt hatten. Oh, die Milch. Produziert von ihrem Leib für ein Kind, das in ihren Armen nicht existierte. Milch für ein Wesen, das sie nie gesehen, nie gekannt hatte. Als würde ihr Körper sich danach verzehren, als würde ihr Körper nur für dieses Wesen existieren, von dem sie nicht wusste, ob dessen Herz nur ein einziges Mal geschlagen hatte.

Ein leises Lachen glitt von ihren Lippen, den Mund weit aufgerissen, schob sie die Scherbe zwischen ihre Zähne. So weit hinab, dass ihre Zunge an der Kante leckte. Sich schnitt sich. Das Blut rann ihre Kehle hinab, es war warm. Doch es genügte nicht für sie. Oh, wie sehr wollte sie an ihrem Blut ersticken. Oh, wie wollte sie sich diesem Blut hingeben, das sich dort in ihrem Inneren wand. Es war durchsetzt von kupfernen Partikeln. Sie schmeckte nach der Kupferwelt, nach ihrer Mutter. Sie schmeckte nach Karoline Rosendorn, oh, ihr Tod war süß auf ihren Lippen. Oh, das Innere ihres Leibes glitzerte noch immer kupfern in Andras Gedanken.

»Mama?« Ihre Stimme waberte durch das Zimmer, durch die dunkle Luft um sie herum. Sie war schwarz wie die Nacht vor ihrem Fenster, wie die Wellen, die sich nach oben kämpften, die die Wolken berühren wollten und es dennoch nicht konnten. »Mama? Ich komme jetzt zu dir«, flüsterte Andra leise, die Glasscherbe, dick und länger als ihre Hand, zwischen ihren Fingern, fort von ihren Lippen. Das Blut drang nicht länger durch sie hindurch, es ballte sich unterhalb ihres Herzens, als winde sich ihre Seele gen Himmel, als verzehre sie sich nach einem Gott, den es nicht gab. Oh, es konnte ihn nicht geben, sonst hätte er ihr geholfen, sich nach ihr verzehrt. Oh, er hätte sie liebte, ihr all die Gedanken geschenkt, nach denen sie sich sehnte. Honigfarbene Gedanken, die nach Vanille schmecken mussten.

Und nicht nach den Toden ihrer Kinder. Nicht nach den kleinen Leibern, die in dem ihren entstanden waren. Fortgerissen, so weit fort, dass sie weder Schreie noch Gedanken vernahm.

»Es beginnt.« Wieder lachte sie, als sie die Scherbe ein weiteres Mal in all den Nächten zu ihrem rechten Handgelenk führte. Mit geweiteten

Augen betrachtete sie, wie sie die Kante über ihre Haut zog. Wie sie aufgerissen wurde, diese verbrannte Haut, wie wunderbar weißes Papier. Für einen Moment war dort nur dieser Riss, diese Linie, bevor das Blut sich dunkel aus ihrem Inneren erhob. Es lief an ihren Seiten herab, tropfte auf die Laken ihres Bettes, verfärbte sie dunkel. Alles an dieser Szenerie war langsam, verschwommen. Andra Rosendorn, jung und doch so alt nach all den Jahren, erkannte und sah doch nichts. Sie bewegte sich und wusste doch gleichzeitig nicht, ob sie ihren Körper kontrollierte oder aber nur eine fremde, ihr unbekannte Macht.

Sie war Andra Rosendorn. Doch der Name klang in ihrem Kopf grausam fremd. Als wäre es der Name einer Unbekannten, einer grausamen Frau, die Kinder gehabt und doch nie begriffen hatte.

Andra Rosendorn.

Ein Monster nur. Zu schwach um jene zu beschützen, die ihr Leben wieder und wieder gerettet hatten. Oh, sie hätten sie dahinsiechen lassen sollen. Hätten auf all das verzichten können. Ein früher Tod. Wie wundervoll musste dieser Tod wohl sein?

»Es beginnt!« Dieses Mal war ihre Stimme lauter, sie verschwand nicht mehr. Ein Lachen, immer dieses Lachen, das alles überdeckte. Sie wollte die Scherbe noch tiefer in ihr Fleisch rammen, bis Glas auf Knochen traf. Sie wollte die Dunkelheit aus sich herauschneiden, bis jegliches Blut aus ihrem Körper gewichen und ein fremder Geist sich diesem Körper angenommen hatte. Aber sie konnte nicht. Hände griffen um ihren Leib, schoben sie zur Seite. Ein Körper lehnte sich über den ihren und er war ein Fremder, kein Fremder.

Er war ein Sterblicher. Ein Mann nur, der in ihr seine Jugend erkannte. Der sich nach ihr verzehrte und sich ihr dennoch nicht mehr hingeben konnte.

Mit seinen muskulösen Armen hatte er sie gepackt. Sein Körper über ihr, es war keine Umarmung, nur eine weitere Gefangenschaft. Die Decken drückten sich gegen ihr Gesicht. Der Druck auf ihre Haut wurde stärker, die Scherbe drang noch tiefer in ihr Fleisch.

»Nein.« Sie löste sich, schob ihn von sich weg. Das Blut klebte noch immer an ihrer Haut und es klebte nun auch an dem Mann, der sich über sie lehnen wollte, als sei er noch immer der Jüngling von damals. Als beherrsche er sie noch immer.

Und auch wenn Andra Rosendorns Körper nie der ihre gewesen war, sie ihn niemals besessen hatte, so war sie dort in ihren Gedanken doch

frei. Ihr Wille ihr eigener. Sie hatte sich für den Wahnsinn entschieden und sie schämte sich für ihn nicht.

»Nein, Wilhelm, nein.« Sie hockte sich hin, nach vorn gebeugt, das braungoldene Haar fiel ihr ins Gesicht, verdeckte den Blick ihrer zu schönen Augen. Der Anblick einer Frau, die alles verloren hatte. Sie war nur noch eine Marionette. Und ein letztes Mal würde sie gegen den Spieler aufbegehren, der ihr Leben in all der Zeit bestimmt hatte. »Ich gehöre dir nicht mehr.«

»Und wem gehörst du dann, Andra? Wem gehörst du?« Wilhelm Masken hockte auf dem Bett vor ihr, wie auch sie leicht nach vorn gebeugt, all die Muskeln in seinem Körper angespannt. Er war im Gegensatz zu ihr gealtert und dennoch ein Krieger. Sein Haar ergraute langsam, helle Strähnen zierten das Braun. Doch das Blau in seinen Augen strotzte noch immer vor Jugend, verzehrte er sich noch immer nach dem Abenteuer, nach dem er in all den vergangenen Jahren so sehr gesucht hatte.

Vielleicht hatte er es nie gefunden.

Und war nun zurückgekehrt, um es in einer Frau zu finden, die immer ihm gehört hatte.

Aber jetzt nicht mehr.

»Ich gehöre niemandem. Ich bin frei.«

Ein Lachen glitt von ihren Lippen, als sie sich erhob. Als sie noch immer taumelte, mit Belustigung die Wunden an ihrem Arm betrachtete. Nicht nur die Wunde der Scherben, sondern auch die kleinen Kreise der Zigaretten. Ihr eigenes Muster. Nicht die Narben der Rosen und anderen Blumen. Sie verzierte ihre Haut nun selbst. Eine unsterbliche Haut.

Nach mehr hatte sie sich nicht gesehnt.

Sie trat auf Scherben, spürte das Blut an ihren Fußflächen. Und doch lief sie weiter, lief durch das Gemach, das in all den Jahren das ihre gewesen und doch nie zu ihrem Zuhause geworden war.

Sie taumelte zum Fenster, drückte ihre rechte Hand dagegen und blickte hinaus. Das Meer war unendlich weit. Die Linie an seinem Ende verschwamm mit dem Himmel. Wolken und Sterne lösten sich auf.

»Ich gehöre dir nicht mehr.« Wieder ein Lachen. Sie führte ihre blutverschmierte Hand zu ihrem Gesicht, zog eine Linie auf ihre blassbleiche Haut.

»Aber wem, Andra, wem gehörst du dann? Du bist nicht frei. Das warst du nie.«

»Nicht frei. Nicht frei. Nicht frei.« Die Worte glitten aus ihren Lippen. Eine Melodie, ein Singsang; wundervoll und grausam zugleich. Eine Melodie, die in Wilhelm etwas entfachte, das er zunächst selbst nicht verstand.

»Ich bin nicht frei.« Sie verstummte.

Und als sie sich umdrehte, waren ihre Augen noch weiter aufgerissen als zuvor. Das Weiß in ihnen war von roten Äderchen durchbrochen.

»Ich gehöre dem Kupfergott!«, rief sie und die Hoffnung in ihrer Stimme war ein wundervoll greifbares Gefühl. »Dem Kupfergott, Wilhelm! Ich gehöre ihm. Nicht dir.«

Mit langsamen Schritten näherte er sich ihr. Er drückte sie gegen das Fenster, strich mit den Spitzen seiner Finger über ihre Haut. Seine Augen waren tiefe Schlünde, durch die sie das Monster erkennen konnte, das in seinem Inneren hauste. Dort in seiner Seele, die doch nur vergiftet, verätzt war von den Jahren, in denen er die Macht immer mehr verspürt hatte.

»Der Kupfergott?«, flüsterte er leise und Andra nickte, überzeugt von dieser Idee, die sich in ihr verfestigt hatte. Überzeugt von diesem Glauben, der in ihrem Inneren gedieh.

»Ich gehöre dem Kupfergott und nicht dir, Wilhelm. Ich gehöre ihm allein, Wilhelm.« Wie sie seinen Namen aussprach. Vielleicht war es das erste Mal, dass sie keine Angst vor ihm hatte.

Jetzt nicht mehr.

Doch all die Hoffnung, all das Glück, zerstörte er nur in einem Moment, nur in einem Atemzug. Es löste sich auf und es zerfiel in all die Scherben, die dort in ihrem Bett und dort am Boden lagen.

»Aber der Kupfergott, Andra«, flüsterte er und der Griff wurde fester. Er drückte sie gegen das Fenster, seine Hände um ihre Kehle, verspernte er ihrer Lunge die Luft. »Er ist mein Bruder, Andra, dein Gott. Und mein Bruder weiß von uns. Du gehörst ihm. Du gehörst mir. Du gehörst uns beiden, zwischen uns ist kein Unterschied.«

Und dieses Mal war er es, der lachte. Er, der sich über sie beugte. Er, der sie küsste. Und all die Hoffnung brach in sich zusammen, löste sich auf.

Andra gab sich der Gewalt nur noch ein weiteres Mal hin, ein Gedanke war neu gepflanzt, den sie selbst nicht vollends begriff.

Hermann Masken ist dein Kupfergott.



Kapitel 2

Zwillingsbrüder

Ein Wanderer. Aus all der Zeit. Der diese fremde Luft atmete und noch immer von dem Fall durchdrungen war. Sein Körper schien sich auseinander zu ziehen. Seine Gedanken schienen sich zu lösen, zu neuen Erinnerungen zu erwachen und nicht die seinen waren.

Er hatte lange vor dem Schloss gestanden und es betrachtet. War lange Zeit eins mit der Natur geworden; mit den dunklen Tannen und den grauen Gesteinen. Mit dem Sturm, der dort oben am Himmel aufzog und die Welt dunkel verfärbte. Blitze und Sterne. Wolken und Gischt. Eine einzige Masse, die in dieser Welt gedieh und die Wahrheit unter sich verbarg.

Irgendwann hatte der Mann sich aus den Schatten gelöst. War den Weg gegangen, jeder Schritt schmerzhaft und verzerrt. Die Nacht hatte ihren Tribut gefordert. Der Krieg brannte auf seiner Seele. Die Wahrheit tat weh.

Er hatte nur nach vorn geschaut, nicht ein einziges Mal zurück. Und als er vor der Tür gestanden hatte, aus kupfernem Metall, so dick, dass eine Kugel daran abprallen würde, waren es nur kupferne Fäden gewesen, die sich aus seinem Inneren gelöst und das Schloss aufgebrochen hatten.

Im Inneren brannten die Kerzen, künstliches Licht gab es hier nicht. Keine Glühbirnen, nur Feuer und Flammen, die groteske Schemen an die Wände warfen. Der Fremde, der Eindringling, kannte dieses Schloss und er kannte auch den Weg, den er nun wählte. Jeder Schritt noch immer bedacht, die Gedanken noch immer leer, als wolle er sich nicht

auf das konzentrieren, was ihm kurz bevorstand. Als wollte er sich der Wahrheit nicht stellen.

Und doch rannte er nicht davon.

Die Gänge im Schloss waren breit und aus Stein. An den Wänden hingen keine Bilder. In den Räumen war alles leer bis auf Matratzen, die am Boden lagen. Nur Körper, nur nackte Leiber, die sich an manchen Tagen hier vergnügt hatten. Erinnerungen und Gedanken krochen noch immer durch die Gänge. Und der Fremde folgte ihren Lauten, folgte ihren Stimmen, die ihn leiteten.

Als sie verstummten, verstummte auch er.

Die Hand auf der kalten Klinke, traute er sich erst nicht, die Tür zu öffnen. Er spürte seinen Herzschlag deutlicher als zuvor. Er pochte gegen seine Brust, machte sein Inneres ganz wild.

Und als er sie doch öffnete, ganz plötzlich, in einem Schwall aus Sehnsucht und Nostalgie, da brach die Welt über ihm zusammen. Da war er wieder nur ein junger Mann, der in seinem Inneren ein Gefühl verspürte, das er Liebe genannt hatte.

Der Fremde war nicht allein.

Dort in dem Raum, leer und mit nur einer einzigen Matratze gefüllt, stand noch ein anderer. Ein Mann, der in einen grausilbernen Anzug gehüllt war. Der Stoff weich und fließend, als bestünde er aus dem echten Silber fremder Metallgötter. Als wäre der Stoff die Haut jener Menschen, die in einer anderen Welt den Tod gefunden hatten.

»Hermann.« Hermann zuckte beim Klang seines Namens nicht zusammen, drehte sich nur um.

Der Maskenmann, der diese Welt beherrschte. Der Maskenmann, der sein wunderschönes Gesicht von einer Schicht aus Lügen und Intrigen umrahmt hatte.

Der Fremde sah es in seinen Augen. Der Fremde sah es in dem Blick, der ihm begegnete und der ihn nicht mehr loslassen würde.

»Damian.« Hermanns Stimme war nur ein leises Wispern. »Du bist zurückgekehrt.«

»Natürlich bin ich das. In diesen Mauern lebt meine Schwester, Hermann. Und selbst nach all der Zeit will ich doch noch immer nur ihre Freiheit.«

Hermann lächelte und fast war es, als hätte er Damians Worte zuvor nicht vernommen. Sie mussten befremdlich auf ihn wirken. Grausam unecht. Vielleicht glaubte er selbst nicht, dass Damian es wirklich war.

Dass er zu ihm gekommen war. Denn Damian war noch immer jung. Die Zeit hatte sein Gesicht verändert. Nur der Blick in seinen Augen war von einem Alter geprägt, das selbst Hermann nicht begreifen konnte. Als wären es Jahrhunderte, Jahrtausende, die sich in seinem Inneren ausgebreitet und alles in ihm umfasst hatten.

»Ich frage mich manchmal, Damian Rosendorn, wie es ist, unsterblich zu sein. Nach etwas anderem habe ich mich niemals gesehnt. Ewige Jugend. Keine alternde Haut, kein Körper, der mit jedem Morgen nur schwächer wird.« Hermann Masken war, wie auch sein Bruder, Teil dieses Schlosses. Als sei er nur eine Statue, die bewundert werden sollte. Eine Statue, die so viel Kraft und Macht ausstrahlte, dass selbst Damian diese Beklemmung in seinem Herzen vernahm. Er wandte sich von ihm ab, eine langsame Bewegung, als sei sein Körper aus Stahl. Als würde jede Bewegung und jeder Atemzug vor Kraft nur strotzen, von der Macht, die in seinen gehärteten Adern verlief.

Dort stand er, Hermann, an einem der Fenster, blickte hinaus auf die See, als könne er hinter dem Horizont den Gott erkennen, der seine Arme ausgebreitet hatte und ihn in eine nie enden wollende Umarmung zog.

Zehn Jahre waren vergangen, jeder Tag zäher als der vorherige. Und die Zeit war verronnen, als wäre sie nur ein Sandkorn in einer zu weiten Wüste. Einer schwarzen Wüste. Es war die Zeit, die Hermann krank machte und er hatte vor ihr ganz grausame Angst; er fürchtete sich des Nachts vor jedem weiteren heranbrechenden Tag. Er sah sich selbst in seinen Träumen als alten, verhutzelten Mann. Doch seine Macht wuchs immer weiter an. Die Gesänge über ihn, die Gebete, die an ihn gerichtet wurden.

Mit jedem Tag mehr, mit jedem Tag mehr.

Die Stimmen lauter, die seinen Namen riefen. Die Blicke gieriger, ängstlicher; weil niemand wissen konnte, wer er war. Was sich dort in seinem Inneren für eine Wahrheit ausgebreitet hatte.

»Alles verliert an Bedeutung, Hermann. Jeder Tag ist anders und dennoch gleich. Man steht auf. Man sieht die Zeit verrinnen. Und es kümmert einen nicht. Ich kann heute leben. Ich kann morgen leben. Ich kann gestern leben. Zeit hat keinerlei Bedeutung mehr, wenn man ihr Gefangener ist.« Damian bewegte sich langsam auf Hermann zu, berührte ihn nicht. Er stand hinter ihm. So nah, dass die beiden einander hätten spüren können. Und doch war es, als

wären sie tausende Kilometer voneinander entfernt, als wäre ihr Inneres in unterschiedlichen Welten, von denen aus sie einander nicht erkennen konnten.

»Wieso bist du dann hier? Wieso wartest du nicht noch weitere Jahrzehnte, bis du zu mir kommst, zu meinem Bruder? Ich könnte längst tot sein. Tot. Es würde keinen Unterschied machen. Und während ich im Himmel bei meinem Gott bin, während ich zwischen den Wolken zu dir hinabblicken werde, bist du noch immer nur ein Mann, der zwischen den Zeiten wandert. Ein Mann, der *lebt* und von diesem Leben doch nicht genug bekommen kann. Ein Mann, der seine unsterbliche Schwester auch dann retten kann, wenn ihre Peiniger längst tot sind. Nur zehn Jahre, Damian. Wie unbedeutend sie für dich nur sein müssen.«

Damian Rosendorns Miene war von Rauch bedeckt, als Hermann sich ihm zuwandte. Als er sich den Dämonen einer anderen Zeit stellte und sie ihre Fratze doch niemals verändert hatten. Als der Rauch sich lichtete, dünne Nebelschwaden in der Luft, die sich verflüchtigten, gar verschwanden in einer anderen Welt, war es wieder Damian, der ihn ansah. Damian und dessen grüne Augen, die denen seiner Schwester glichen.

Hermann sah ihn an, vielleicht begriff er zum ersten Mal. Dass dieser Fremde zu ihm gekommen war. Dass er dort stand, rauchend und atmend, noch immer lebend. Noch immer der Mann von damals, mit dem er gemeinsam im Krieg gedient hatte.

Er war wie sie. Nur älter in seinem Geist; äußerlich niemals. Nur gereift von Kriegen und Schlachten für die sie damals zu jung gewesen war. Niemals hatte man ihn einsperren können, niemals hatte man ihn vor der Wahrheit verborgen, die sich in jeder Welt ergoss. Zu viele Kriege hatten Narben auf seiner Seele hinterlassen. Zu tiefe Schatten in dem Blick seiner Augen. Sie hätten schwarz sein müssen, doch das Grün wehrte sich gegen die Dunkelheit, die von ihnen Besitz ergreifen wollte.

»Wieso ich wirklich hier bin? Wieso ich diese Zeit gewählt habe und keine, in der du bereits tot bist?« Wenn er lachte, war es der Teufel, dessen Kichern aus seinen Lippen glitt. »Weil unser Gott es stets so verlangte. Weil er will, dass wir einander wiedersehen, Hermann, bevor diese Welt in den Schlund des Todes gerissen wird.«

»Deswegen bist du hier?«

»Vielleicht bin ich auch hier, Hermann, weil ich dich töten will.

Vielleicht ist die Zeit gekommen, dass du endlich begreifst, dass das Leben, das du gewählt hast, das Falsche ist.« Wieder ein leises Lachen, wieder nur der Teufel. »Du hättest Andra nie fangen dürfen. Sie ist zu mächtig, Hermann. Ich werde sie befreien und du wirst nichts dagegen tun.«

»Wer sagt, dass sie hier ist?«

»Ich spüre es. Wir atmen dieselbe Luft, meine Schwester und ich. Dasselbe Herz schlägt in unserer Brust. Nenn' mir einen Grund, Hermann, wieso ich deinen Worten noch glauben sollte?« Als er sich zur Seite drehte, lichtete sich der Rauch vor seinem Gesicht vollkommen. Das fahle Mondlicht fiel auf seine blassbleiche Haut. Damian war noch immer wunderschön; noch immer nur eine Leinwand aus Haut und Fleisch, von einem Gott geschaffen, der Perfektion in ihm hatte sehen wollen. Noch immer ein junger Mann Anfang zwanzig, auch wenn er längst zu viele Jahre auf dieser Welt gelebt hatte. Ein Wandler durch Zeiten und Geschichten, der in zu vielen Schlachten gedient und zu viele Opfer auf seinem Herzen getragen hatte.

Er war verschwunden in all den Jahren. Hatte sich ihnen niemals mehr offenbart. Hatte Hermann zurückgelassen mit all dem süßlichen Schmerz, der mit jedem verstrichenen Tag weiter verfault war. Der Schimmel loderte dort in seinem Inneren, unterhalb seines Herzens. Er breitete sich rundherum aus, nagte an seinen Gedanken und an seinen Erinnerungen.

Er wollte sich nicht erinnern.

Und doch hatte er längst keine andere Wahl mehr.

»Also bist du hier, um mich zu töten?«

»Natürlich, Hermann.«

»Dann erwarte ich ihn mit Freuden, den Tod. Denn wenn ich tot bin, Damian, dann werde ich unserem Gott endlich begegnen. Dann werde ich dort oben neben ihm und dem damaligen Narbenfürsten speisen und dem Krieg der Sterblichen lauschen!« Als er lachte, war er wieder er selbst. Künstlich das Kichern, das aus seiner Kehle emporkroch, das sich in der Luft um ihn herum ausbreitete. Ein Schleier, noch triefender als der Rauch in Damians Lungen, noch gefährlicher, weil er in Damian etwas Neues entfachte, von dem er nicht geglaubt hatte, es noch immer zu besitzen.

Eine Seele.

Sie war dort. Unterhalb seines Herzens und er vernahm ihr Pochen,

als sei sie sein zweites Herz, sein drittes Herz. Ein Schlag, jede Sekunde gleich. Eine Erinnerung, dass jegliches Leben – selbst sein Leben – in dieser Welt nur einer ewigen Illusion glich.

»Du willst, dass ich dich töte?«

»In diesem Leben hält mich nicht viel.« Ein Schauspiel, mehr war es nicht. Eine Aufführung, die er nie hatte proben müssen. Sie glitt von seinen Lippen, sie verflüchtigte sich in der Luft um die beiden herum. Über Hermanns Geist lag eine dicke Schicht; eine Maske, die versuchte all das zu verdecken, was er wirklich empfand. Doch Damian sah ihn, er sah ihn wirklich. Er kannte die Stimme dieser Gedanken dort in seinem Kopf.

»Sie sehen in dir ihren Gott, Hermann. Grund genug, in einer Welt zu bleiben, in der sie dich vergöttern.«

»Wer? Die Männer und Frauen im Deutschen Reich? All die anderen, die sich in den Städten vor den katholischen Gläubigen verstecken müssen, um heimlich meinen Namen zu flüstern?« Wieder nur ein Lachen, er wandte sich ab. Sein Blick verlor sich in den Weiten der See. Er sah den Horizont, er schmeckte das Salz. Das Salz seiner Tränen, die er nicht weinte und die doch sein Herz belasteten und es ergriffen hatten.

»Sie genügen nicht, Damian.« Vielleicht eine Wahrheit, nur für einen Herzschlag lang lichtete sich der Schleier um sein Gesicht. »Sie genügen noch nicht dafür, was ich will.«

»Aber was willst du dann, Hermann? Was willst du mehr als jeden einzelnen in dieser Welt?« Es war die Frage, die etwas veränderte. Diese Frage, die die salzigen Tränen in seine Augen steigen ließ. Er blickte nach draußen, sah Damian nicht an. Und doch war es etwas, das sie beide empfanden. Eine Stille, die zäh war. Eine Stille, die alles in ihnen zum Schwingen brachte.

»Was ich will?« Ein Nicken, mehr nicht. »Ich will das, was ich einst hatte und von dem ich glaubte, dass es nie genug war.« Jedes Wort tat so weh. »Ich will die Zeit zurückdrehen, Damian, und von neuem beginnen. Ich will jede einzelne Entscheidung ein weiteres Mal treffen. Nur eine andere ein einziges Mal. Nur eine andere. Vielleicht erinnerst du dich an sie.«

Damian näherte sich Hermann Masken, seine Bewegungen waren langsam, gewählt. Er zog einen Dolch aus seiner Gürtelschlaufe hervor. Ein glänzendes Etwas. Silber und Kupfer umschlangen sich, erschufen eine Schlange, die sich in Damians Hand schmiegte. Er kannte die Waffe,

er spürte sie. Und doch war der Schmerz überall. Sein Arm hing schlaff herab, keinerlei Elan durchdrang ihn. Es wären nur wenige Sekunden gewesen, nur eine Bewegung mehr; nach vorne, zu Hermann, den Dolch in seinem Rücken, die Klinge würde aus seiner Brust nach vorne ragen. Blut würde aus seiner Kehle dringen. Er würde lachen; so laut. Und dann, irgendwann, würde er weinen, würde er sich dem Schmerz hingeben, dem er sich nicht verwehren konnte.

»Tu es, Damian. Töte mich endlich. Vielleicht komme ich dort oben direkt zu diesem einen Moment, den ich ändern will. Einen anderen Weg einschlagen. Nur ein einziges Mal.« In seiner Stimme hatte sich etwas verändert, doch noch wusste Damian, nicht was es war. Er hob seine Hand. Sein Griff war fest, eisern. Der Wille in seinem Inneren aber löste sich, schlitterte umher. Als Damian ausholte, vernahm er eine Stimme. Sie war leise. Seine eigene Stimme und sie stammte von einem anderen Damian, der damals noch jünger gewesen war, zumindest in seinem Geiste.

»Oh, Hermann«, flüsterte er in seinen Gedanken. »Ich hoffe, es wird niemals mehr so weit kommen. Und doch glaube ich, dass dieser Krieg sich über Jahrzehnte, wenn nicht gar Jahrhunderte ausbreiten, und uns alle in den Abgrund reißen wird.« Er hatte Recht behalten. Und dort stand er nun, teuflisch, das Gesicht zu einer grausamen Fratze verzogen. Die Augen sanft zusammengedrückt, der Atem schwer und regelmäßig.

»Der Krieg ist niemals vorbei. Und wenn du mich tötest, Damian, das solltest du wissen, beginnt er erst.« Damian packte Hermann, Hermann wich zur Seite, griff selbst nach dessen Hand. Es war kein Schlag, keine Faust; kein Versuch, den anderen zu verletzen. Hermann drehte sich in einer Bewegung zu Damian, sah ihn an. Sein Dolch fiel zu Boden, schlitterte herab. Ein Geräusch, so laut; niemals endend. Ein Geräusch, das sich in Damian fraß, sein Inneres umhüllte und umschloss.

Sie waren sich so nah. Ihre Atem verschmolzen miteinander. Sämtliche Körperstellen schienen sich zu berühren, als würden sie eins miteinander werden. Eine Person; ein Gott; eine Erinnerung in einer anderen, die wehtat.

Doch diese hier war wunderschön.

»Wieso sollte ein Krieg entbrennen, wenn ich dich töte?«, flüsterte Damian, traute er sich doch nicht, lauter zu sprechen; diesen Moment zu zerreißen, der alles und noch so viel mehr war.

»Weil ich nicht mehr sterben kann, Damian. Weil wir uns vielleicht ähnlicher sind, als du denkst.« Es war das erste Mal, dass die Maske fiel. Dass sie sich auflöste, dass sie zerrann. Dass Damian das darunter sah und nicht wusste, was er empfinden sollte. Er wollte in dieser Umarmung verbleiben. Er wollte diesen Moment auskosten, niemals von sich stoßen.

Und doch löste er sich, benebelt und verschleiert von jedem gesprochenen Wort.

Er blickte zu dem Dolch am Boden und hob ihn nicht auf. Sah ihn nur an, eine zerrissene Sekunde lang. Alles in ihm bebte. Alles in ihm schrie. Er drehte sich fort von Hermann, nun war er es, der aus dem Fenster blickte und sich in den Wellen und der Gischt der See verlor.

»Es tut mir leid, Hermann«, flüsterte Damian, die Farbe in seinen Augen schien sich zu bewegen, sich aufzulösen in diesem einen wundervollen Moment. »Aber ich werde dich töten, auch wenn du nicht sterben kannst.«

Und als er sich abwandte, von dem Fenster und von dem dort draußen, da wandte er sich Hermann nicht mehr zu. Da ignorierte er diesen Mann, der alles in ihm zum Vibrieren brachte. Er ging, sah nicht zurück. Und die Zeit und die Welt und die Dunkelheit, die vor ihm lagen, waren alles.

Und noch so viel mehr.



Kapitel 3

Der Narbensohn

Lucius Goldblatt. Kannst du mich hören?« In seiner Stimme >> schwang etwas Unheilvolles mit. Noch immer war sie getränkt von dem vergangenen Moment. Von der Sehnsucht, die er in seinem Herzen empfunden hatte und die nicht verschwand.

Er war durch das Schloss geirrt, rauchend, den Schleier um seine Gedanken, die Asche auf seiner Seele. Den Blick nach vorne gerichtet, die Augen dunkel und doch bestimmt. Er hatte den Narbenfürsten gefunden, seine Stimmen gehört, und hockte dort vor ihm. Er berührte ihn nicht. Nicht diesen Mann, der dort auf dem Thron saß. Er war kupfern, der Thron. In einem satten, wunderschönen Ton. Er reflektierte Damian, wie er auf den Knien vor ihm nach vorne gebeugt war, den Kopf gesenkt, die dunklen Haare fielen ihm vor die Stirn.

Sie hatten ihn eingesperrt wie auch seine Schwester. In einer Kapelle, die leer war, ohne Stühle und Bänke, an deren Wänden sich nur die Zeugnisse der Religion präsentierten. Bilder, in die Wand eingelassen, Gesichter mit geöffneten Mündern, in dessen Augen sich Angst und Schrecken bündelten. Durch die bleiernen Fenster fiel buntes Licht, glitt über Damian und den jungen Mann, der auf dem Thron saß, sich noch immer nicht bewegen konnte, noch immer nicht wusste, wer er war.

»Kannst du mich hören, in welcher Welt du auch immer bist?« Es gab Legenden. Dunkle, grausame Legenden. Dass der erste Narbenfürst seine eigene Welt gefunden hatte und in dieser zu Metall erstarrt war. Dass er grausame Kriege hatte führen müssen, nur dort oben in

seinem Kopf. Wieder und wieder, in all den Jahrzehnten. Bis er sich selbst aus seiner Welt hatte befreien können, die dunkel und grausam gewesen war. Ein Mann mit Schmetterlingsflügeln. Gefangen in einer Welt, die er selbst erschaffen und doch zu seinem eigenen Gefängnis geworden war.

Damian vernahm keine Antwort und doch sah er für einen Moment auf. Er betrachtete diesen Mann, diesen Fremden, der doch kein Fremder war. Die Arme auf den Lehnen, den Kopf geradeaus gerichtet. Das Metall auf seiner Haut war dick, eine dunkle Schicht, die in Augen, Nase, Ohren, Mund gelaufen war. Seine Brust hob und senkte sich nicht. Er sah nichts, hörte nichts. Vielleicht lebte er nicht einmal. Die Zeit war für ihn stehengeblieben. Die Sekunde zerronnen und sie hielt für ihn noch immer an.

»Ich könnte dich retten.« Ein Geräusch wie das Schlagen kleinster Flügel. Schmetterlinge, die sich bewegten, aus den Schatten hervorkrochen und durch die Luft glitten, immer näher auf Damian zu. Er wollte nach ihnen greifen, sie in seiner Hand zermalmen. »Aber die Zeit ist dafür noch nicht reif, Lucius. Ich kann dir den Schmerz noch nicht nehmen. Er genügt noch nicht.«

Sie zerfielen zu Staub. Die Zeit hielt wieder an und Damian hätte nur einen Gedanken daran verschwenden müssen, um Lucius aus seiner dunkelsten Gestalt zu retten. Ein Gedanke, eine Berührung.

»Wann rettest du mich?« Keine Worte, keine Stimme. Nur ein Gedanke. Wieder und wieder. »Wann rettest du mich?«

Damian erhob sich. Jede Bewegung tat weh. Lucius Goldblatt zu sehen, sich ihm nicht weiter zu nähern. Für einen Moment hätte Damian es fast getan, wäre näher zu dem Mann getreten, der dort saß und nur auf diesen einen, niemals enden wollenden Moment wartete. Und doch hielt er sich zurück, doch hielt er diesem einen Gedanken stand.

Er wandte sich ab, dunkle Tränen in seinen Augen, doch noch weinte er nicht. Vielleicht weinte er niemals.

»Dann, wenn ich Andra befreien kann. Wenn die Zeiger im richtigen Winkel stehen, *Lucius*.« Wie er den Namen nun aussprach, als sei er ihm fremd, dabei war er es nicht.

Damian machte einen Schritt weiter von ihm fort. Sein Herz zerriss. Und doch drehte er sich nicht um, als er ging.

In seinem Inneren verlangte alles danach, Andra aufzusuchen. Seine Schwester zu sehen, ob sie noch lebte, in welchem Zustand ihr Körper

war. Was Wilhelm mit ihr angestellt hatte. Und doch tat er es nicht, doch lief er aus der dunklen Kirche hinaus, ließ den Narbenfürsten und jeden Glauben an ihn zurück. Er war wieder nur ein Wanderer durch die noch dunkleren Gänge. Er nahm die Treppen nach oben, versteckte sich in den Nischen, wann immer er die Schritte der maskischen Soldaten vernahm. Er lauschte ihnen, doch keine Laute glitten von ihren Lippen. Sie sprachen nicht. Hatten vielleicht nie einen Befehl ihres Meisters erhalten, nach Damian zu suchen.

Hermann würde ihn gehen lassen. Hermann würde nicht einmal seinem Bruder Wilhelm von dieser Begegnung erzählen, als wäre sie für ihn nur ein Traum, der sich nach dem Erwachen wieder auflösen würde und an dem er doch so festhielt.

Damian lief weiter, bis er einen der Balkone erreicht hatte. Bis nur eine Mauer aus Stein ihn von dem Abgrund trennte. Die See lag vor ihm. Die Wellen peitschten nach oben, der Wind riss an ihm. Damian schloss seine Augen, die Regentropfen wirkten auf seinen Wangen als hätte er doch noch geweint, sich der Trauer und den Tränen hingegen. Die Stille war verschwunden. Hier draußen fochten der Wind und die Wellen gegeneinander. Ein Tosen, das alles überdeckte. Selbst die Gedanken in Damians Kopf.

»Es tut mir so leid!« Er schrie diesen Satz in die Welt hinaus, doch niemand hörte ihn, niemand vernahm seine Worte, nur das Rauschen des Windes und das Gellen des Meeres. »Es tut mir leid, fremde Götter, es tut mir leid.«

Er hob sein rechtes Bein, kletterte über die Balustrade aus Stein. Mit beiden Händen hielt er sich fest, seine Füße zwischen den steinernen Säulen beugte er sich nach vorn, dem Abgrund dort unten so nah. Er sah die Steine, die Wellen, das Meer. Der Wind war noch stärker, die Welt bebte unter ihm.

»Es tut mir so leid.« Ein letztes Mal, bevor er sich fallen ließ und alle Welten an ihm rissen, ihn spalten wollten. Er sah sie vor sich. Den Ort, an dem er landen wollte. Er schmeckte den Schmerz seiner Seele, die Schatten, die Angst.

Und als er fiel, breitete er seine Arme aus und flog. Er flog in eine andere Welt. Er flog durch die Schwärze jeglicher Zeit und jeglicher Erinnerungen. Gedanken kratzten an seinen Gedanken, hinterließen dunkle Narben auf seiner Seele. Jeder Sprung entriss ihn mehr und mehr. Und doch hatte er nie eine andere Wahl gehabt. Doch war es

jeder Krieg, der ihn wieder und wieder dazu zwang, als Reisender durch jede Welt zu gleiten.

Der Aufprall war plötzlich, doch Damian Rosendorn hatte sich längst daran gewöhnt. An den plötzlichen Schmerz, der durch sein Herz und seine Lungen stieß. Ein Ticken, wie das Ticken einer Uhr. Seine Zeit verrann und auch wenn er glaubte, unendlich viel davon zu besitzen, so wusste auch doch, dass er nicht unsterblich war.

Jeder starb in einer Welt wie dieser.

Selbst Götter konnten sterben.

Für nur einen weiteren Augenblick, ein Verstreichen dieser bedeutungslosen bedeutsamen Zeit, verharrte er dort, wo er war. Bevor er sich aufrichtete und die Umgebung um sich herum betrachtete, die fremde Welt, die für ihn längst nicht mehr fremd war. Die Ascheflocken regneten auf ihn herab, verfärbten seine dunkle Haut. Keine Wellen, kein Meer. Nur eine Stille, die piepste, die sich in sein Inneres fraß. Es war so leise, dass er nur seinen eigenen Atem vernahm. Sand und Dünen erstreckten sich vor ihm in nie enden wollender Weite. Eine Wüste aus schwarzen Tränen und schwarzem Blut. Er richtete sich auf, näherte sich dem Haus, das im Nichts erschaffen war. Während er ging, stoben die Sandkörner um ihn herum auf, formten einen Kreis, als versuchten sie ihn vor etwas zu beschützen, das nur die Natur, aber nicht er kannte.

Das Haus war gewaltig. Mehrere Etagen, doch die Fassade war von der Zeit und der Hitze hier draußen zerstört worden. Von ihm ging ein Geruch aus, ein leichter Lavendelton, unpassend für eine leere Welt wie diese. Und doch sehnte sich Damian nach diesem Ort. Doch wusste er, dass es ein Zuhause für ihn war – irgendwie.

Doch dieses Haus war leer. Eine Ruine nur, in der niemand mehr lebte. Damian schloss seine Augen. Für einen Moment nur, die Welt noch immer um sich herum, die Zeit aber veränderte sich, passte sich an.

»Du bist zurück«, flüsterte er zu sich selbst und für so lange Zeit war diese Stimme die einzige, die er vernahm.

»Du bist zurück, Damian Rosendorn und noch immer der Mann von damals.« Ein leises Lachen, doch es war keine Ironie. Das Haus veränderte sich, passte sich an; in einem Moment nur, bevor die Zeit begriff, wo sie war.

Damian blinzelte mehrmals, blickte sich in dieser neuen und ihm doch bekannten Umwelt um. Das Haus keine Ruine mehr, die Fassade

bereits brüchig doch nicht so sehr wie davor, wie danach. Ein Mann stand nun vor ihm, das Herrenhaus ragte hinter ihm künstlich aus der Wüste hervor. Es war verwittert von der Dürre und der Trockenheit. Es fiel nicht auf und wirkte doch unecht und falsch an diesem Ort.

Wie der Mann, der jetzt vor ihm stand; die Zigarette in der rechten, den Revolver in der linken Hand. Er zielte auf Damian, doch er drückte nicht ab. Das Licht der Sonnen verfang sich in dem Silber, brachte es zum Leuchten.

»Ist alles bereit?« Damian wollte nicht antworten, wollte die Gedanken nicht zulassen, die sich in seinem Inneren in den Vordergrund drängten. Die Welt, in der er zuvor gewesen war, wirkte nun so wundervoll weit weg. Als sei es nur eine Erinnerung. Als sei so viel mehr Zeit vergangen als nur wenige Herzschläge.

Und sein Herz raste. Es raste so schnell in einem unbekanntem Takt.

»Damian. Ist alles bereit?« Der Mann vor ihm trug dasselbe Alter wie Lucius Goldblatt auf seiner Seele. Er war nur wenige Tage älter und doch war sein Äußeres ein anderes. Er war zu einem Mann geworden. Das Kindliche war aus seinen Zügen verschwunden. Der Bart dicht und dunkel, die Haare wild. Die ersten Falten hatten sich auf seiner Stirn gebildet, doch sie kamen von der Hitze und der Dürre hier draußen oder aber von den dunklen Gedanken, die ihn des nachts aufsuchten und ihn selbst am Tage nicht verließen.

Sirius Rothschild war in den vergangenen Jahrzehnten nur an diesem Ort gewesen, hatte seitdem so wenig gesehen. Er war dieser Ort. Er war diese Wüste, er war dieses Haus.

»Ich stelle dir diese Frage ein letztes Mal, Damian«, murmelte Sirius, die Zigarette langsam zu seinen Lippen führend, den dunklen Blick auf sein Gegenüber gerichtet. Er war in den letzten zehn Jahren gealtert und doch noch immer athletisch, noch immer jung. Ein Mann nun, keinerlei Jungenhaftigkeit klebte mehr an seinem Antlitz. Er hatte die Jugend von sich gestreift, hatte sich jeglicher Angst gestellt. Er war nun er selbst und er erinnerte Damian an seinen Vater. An den jungen Rothschild, der in Kriegen gedient hatte und den Kampf gegen den Alkohol doch nie hatte gewinnen können. Vielleicht war auch das nur Schicksal gewesen, eines von so vielen. Eines der grausamsten vielleicht. Nur die Entscheidung einer Göttin, die über ihn richtete.

»Es ist alles bereit«, erwiderte Damian und als er seine Hand nach vorn streckte, reichte Sirius Rothschild ihm die Zigarette. Der Rauch

fühlte sich menschlich in seinen Lungen an. »In drei Nächten werden wir sie befreien, Sirius. Und während ich sie mit mir nehme, möchte ich, dass du Hermann Masken endlich tötest. Er hat dieses Leben – kein Leben – je verdient.« Und als Damian sich an Sirius vorbei dem Haus näherte, vernahm er nur sein dunkles Lachen.

»Ich habe seit Jahren niemanden mehr getötet, Damian. Woher soll ich wissen, ob ich noch der Krieger von damals bin?«

»Das Töten verlernt man nicht, Sirius. Das sollten wir beide wissen, nicht wahr?«



Kapitel 4

Heimkehrer

Damian.« Der Name wog schwer in dieser Welt. »Damian. Es ist
» jemand gekommen.«

Die Stimme wirkte aufgebracht. Eine junge Frau, fast noch ein Mädchen. Ihre nackten Füße machten keine Geräusche auf dem Boden, Damian vernahm dennoch ihre Bewegungen; das Rennen, das Atmen ihrer Lungen, die den Sauerstoff in sich aufsaugen.

Sie riss die Tür auf, ohne vorher anzuklopfen. Und dann stand sie dort. Wunderschön. Vielleicht zu schön in einer Welt wie dieser, in der der Hass durch die Luft gierte und sich an die freiesten Seelen haftete; sie niemals losließ.

Faetra Rotschild trug ein langes, weißes Kleid. Es wallte um ihren Körper, verbarg aber nicht die weiblichen Kurven, die in den letzten Jahren herangereift waren. Ihr blondrotes Haar war schulterlang geschnitten, der Blick in ihren blauen Augen noch immer jung. Sie hatte viel gesehen, als sie noch ein kleines Mädchen gewesen war; doch in den vergangenen Jahren war sie vereinsamt, nur ein Mädchen ohne Freunde gewesen. An einem Ort wie diesem, an dem es nur Damian Goldblatt und Sirius Rothschild gab; isoliert vom Rest all der Welten. Eine Gefangene, die sich andere Welten durch die Bücher suchte, die sie las, nach denen sie sich verzehrte, wieder und wieder, bis sie fast jede Zeile kannte und Damian bat, ihr neue Bücher mitzubringen.

»Dort, wo ich nachts bin, gibt es keine Bücher mehr«, war die einzige Antwort und doch hatte er ihr wenige Exemplare mitgebracht.

Verbrannte. Schriften und Bücher, die sich bereits auflösten. Geschichten, die wundervoll waren und Faedras Herz zerrissen hatten.

»Faedra.«

Ihr Atem ging schwer. Sie war erregt von dem, was dort draußen auf sie wartete. Erregt von etwas Neuem, das sie erfüllte, sie befreite von all den dunklen Gedanken, die mehr geworden waren. Damian erhob sich. »Was ist los, Faedra?«

Er überragte sie um fast einen Kopf.

»Ein Mann ist gekommen. Und er sagt, dass er mit dir sprechen will.« Sie hatte weiche Lippen, einen vollen Mund, der stets leicht geöffnet war, wenn sie nachdachte. So oft saß sie dort draußen auf der Terrasse, blickte hinaus in die Weiten der Wüste. Sie dachte nach, während der giftige Wind an ihren Haaren riss. Sie verlor sich in diesen Gedanken und wenn Damian sie so sah, wollte er sie aus dieser Welt dort oben in ihren Gedanken nicht locken, in der alles so viel besser sein musste als in der Realität außerhalb ihrer fantastischen Vorstellungen.

»Wer ist er?«

Das Lächeln auf Faedras Lippen veränderte sich. In ihren Augen erschien ein Ausdruck, den Damian zuerst nicht zuordnen konnte. Vielleicht war es Hoffnung. Traurige, unendliche Hoffnung, dass sich in ihrem beständigen Leben etwas verändern würde.

»Er nennt sich einen Gesandten seines Gottes. Des Kupfergottes, sagt er. Aber als ich ihn nicht hereinlassen wollte, nannte er mir den Namen Severin Goldblatt.«

Severin Goldblatt.

Eine Ansammlung von Erinnerungen schlug über Damian zusammen. Worte und Gerüche. Eisiges Blut, das in seine Nase stieg. Lautes Lachen. Sein anderer Bruder, der ihnen entrissen worden war. All die Tränen, als Severin Goldblatt ihnen davon berichtet hatte, dass Severus zum Narbenfürsten werden würde. Und Lucius' Leere. Die Schwärze in seinem Blick, als er daneben gestanden und doch nichts dazu gesagt hatte.

Damian trat an Faedra vorbei. Nun war es sein Herz, das sich beschleunigte. Nun war es sein Körper, der sich anspannte, seine Schritte, die dieses Haus durchjagten.

Faedra folgte ihm.

»Hast du Sirius schon Bescheid gegeben?«

»Nein. Er ist unten in der Kapelle. Ich kann es ihm sagen, Damian, wenn du das willst.«

»Nein, nein. Ich möchte zunächst allein mit Severin sprechen.«

Er konnte den Ausdruck in Faedras Augen nicht erkennen und er drehte sich auch nicht zu ihr um. Auch streckte er seinen sechsten Sinn nicht nach ihr aus; wollte die Oberfläche ihrer Gedanken doch nicht vernehmen, nicht eindringen in das, was auch immer durch ihren Kopf schwirrte.

Sie durchquerten das Haus, nahmen die morschen Stufen hinab. Überall klebten Sandkörner zwischen den Ritzen. Der Wind jaulte laut. Der Geruch von Kupfer tigerte durch die Luft und schmeckte eisern in Damians Mund.

Er riss die Tür nach draußen auf. Der Wind umfasste ihn, die Stimmen der vergangenen Kriege bewegten sich um ihn herum. Er blinzelte, die Zeit schien ihm zu entgleiten, sich von ihm zu lösen, doch er griff nach ihr, hielt sie fest.

Und dort stand er, in den Weiten der Wüste. Einen Umhang um seinen Körper, der aufbauschte, ihm etwas Machtvolles verlieh. Darunter eine einfache Leinenhose, ein Leinenhemd. Sein Haar war golden, der Blick in seinen Augen dunkel. Er passte in diese Welt, sah hinauf zu den Sonnen, als könnte er in ihnen eine Wahrheit erkennen, die Damian in all den Jahren hier an diesem Ort verwehrt geblieben war. Dieses Land war das Land seiner Religion. In der Wüste gereift, das Gut in die Köpfe geglitten, der Glaube an einen Gott, der in sich die Unendlichkeit trug.

Sein Gesandter war nun Mitte dreißig, in den letzten Jahren gealtert und doch noch immer der Mann, der Seite an Seite mit all den anderen an der Front gekämpft und sich vor den Feinden nie gefürchtet hatte.

Als die Tür aufgestoßen wurde, blickte er nicht nach vorn. Er verharrte so, eine Statue fast; nur das Auf und Ab seines Brustkorbes verriet, dass er ein wahrhaftiger Mensch aus Fleisch und Blut war.

Und er alterte.

Er war nicht wie Damian, nicht wie Andra. Die Jahre lasteten auf seinem Körper und er wehrte sich dagegen nicht. Er nahm die Jahre auf, er erfreute sich an ihnen. Er sah Damian an, drehte sich zu ihm in einer fließenden Bewegung und das Lächeln auf seinen Lippen wirkte echt.

»Damian.«

Severin Goldblatt war seinem Bruder so ähnlich. Die Gesichtszüge fein. Der Blick in diesen Augen von einer Lieblichkeit und Zärtlichkeit,

dass Damian sich für einen Moment darin verlor. Doch der Krieg war vorüber. Die Zeit, an der sie dort vorne Seite an Seite gekämpft und doch sich selbst verloren hatten, so kraftvoll sie auch gewesen waren.

»Severin.«

Die beiden näherten sich, erst langsam, dann schneller. Sie fielen sich in die Arme. Einfach so. All die Emotionen der vergangenen Jahre explodierten. All die Erinnerungen, all die Gedanken an eine andere Zeit. Severin schmeckte noch immer nach Moschus, roch noch immer nach den Gräben dort draußen. Und doch war diese Berührung echt. Zwei Soldaten, die gemeinsam die Angst vor dem Tod bekämpft und sich ihr seitdem zu oft gestellt hatten.

Als sie sich voneinander lösten, schüttelte Damian ungläubig seinen Kopf.

»Wie hast du uns gefunden?«

»Ich habe viele Jahre gebraucht, Damian. Sehr viele Jahre. Erst waren es nur Gerüchte, Männer und Frauen in den Bars und Kneipen, die meinten, dass sie dich gesehen hätten. Dann habe ich mit den Händlern fremder Welten gesprochen, die glaubten, dir in den weit entfernten Städten etwas verkauft zu haben. Und irgendwann habe ich einfach nur dieser Welt vertraut. Darauf, dass die Wüste mich an den richtigen Ort bringen wird. Hier bin ich gelandet. Die Welt ist noch immer die von damals, sie entscheidet selbst darüber, wohin wir gelangen.«

Damian lachte. Es war schwer von Schmerz und doch durchdrungen von ein wenig Glück. Als er seinen Kopf ein weiteres Mal ungläubig schüttelte, wurden seine dunklen Locken vom Wind erfasst. Sie wehten nach oben. Leise Stimmen wurden zu ihm getragen, doch er schob sie gekonnt von sich fort, als hätten sie nie wirklich existiert.

»Wie geht es dir, Severin? Wie geht es dir?«

»Schlecht. Der Glaube in der Menschenwelt ist von Hermann und Wilhelm vergiftet worden. Sie zwingen Männer und Frauen, selbst Kinder dazu, der Kirche beizutreten. Sie bringen dem Kupfergott Opfer dar. Mädchen und Jungen, deren Schreie jeden Sonntag durch die Straßen der Stadt tanzen. Die Soldaten beherrschen das Volk. Niemand darf sich gegen Kaiser Leonhard zu Wehr setzen.« Er schüttelte seinen Kopf, der Blick in seinen Augen war dunkel, als sähe er diese Szenen vor sich allzu deutlich. »Hermann wird selbst wie ein Gott verehrt. Sie glauben, dass er der Kupfergott sei, schließen sich ihm an, rufen seinen Namen, beten zu ihm. Frauen werden aus ihren Betten gestohlen und

prostituieren sich, werden zu Weltenbräuten gemacht. Die Hölle ist in Berlin ausgebrochen, Damian. Und ich weiß nicht, welche Möglichkeit mir noch bleibt.«

Damian schüttelte seinen Kopf. Er versuchte die Wahrheit von sich zu stoßen. Und doch sah er Andra. Er sah sie in den Fängen dieser Brüder und er wusste, dass auch sie darunter litt. Sah die dunklen Flecken an ihrem Leib, schmeckte die Erinnerungen an ihre Träume. Und doch hatte er sie nicht gerettet, doch war sie noch immer dort und die Zeit zerrte an Damian, zwang ihn dazu, innezuhalten, sich der Ungeduld nicht hinzugeben.

»Sie denken, er sei ihr Gott. Er kann fliegen, Damian. Er läuft über Wasser. Sie sagen, sein Blut besteht aus Gold. Sie haben Angst vor ihm, sie sollten ihn hassen. Und doch glauben sie an einen Gott wie Hermann Masken doch keiner ist.«

Für einen Moment breitete sich Stille zwischen den beiden aus.

»Wieso bist du hier?«, fragte Damian und er blickte von Severin zu Faedra. Die junge Rothschild stand nicht weit von den beiden entfernt, sah sie stillschweigend an. Sie bewegte sich nicht, nur der Wind zerrte an ihrem weißen Kleid. Eine junge Frau, die beobachtete, die sich an jedem Wort ergötzte, das neu in ihrer Welt war. Sie sah Severin an, betrachtete ihn. Jedes Detail sog sie in sich auf und ließ es nicht los. Für sie musste er wie einer der Gentleman aus den Büchern wirken. Ein Wanderer, der den weiten Weg auf sich genommen hatte, nur um Damian zu begegnen. Eine wunderliche Figur, um die sich all die Legenden und Geschichten rankten.

Severin erwiderte ihren Blick nur kurz, bevor er sich wieder Damian zuwandte.

»Lass uns nach drinnen gehen, Damian. Ich bin erschöpft von der Reise. Dann werde ich dir den wahren Grund nennen, aus dem ich hier bin.«

Damian nickte, wollte sich bereits zu dem Haus drehen, als die Tür ein weiteres Mal aufgerissen wurde. Dieses Mal war es Sirius Rothschild, der dort stand und der von Damian zu Severin blickte. Dann zu seiner Schwester. In seinem Gesicht klebte Öl. Die Ärmel seines weißen Hemdes waren nach oben gekrempelt, der Schweiß klebte an seiner Stirn, glänzte in dem hellen Licht der Sonnen.

»Severin.« Er hielt inne, bebend stand er neben Faedra. Doch er sah sie nicht an, auch wenn die Wut sich auch auf sie fokussieren musste.

Wie er den Namen des Ankommenden aussprach. Wie das Fauchen eines Tiers, als wollte er sich auf ihn stürzen und ihn unter sich begraben.

»Sirius. Es ist lange her.«

»Ich hatte gehofft, dich niemals mehr sehen zu müssen, Severin.« Ein Schnauben glitt von seinen Lippen, als er die wenigen Stufen nach unten nahm, an Damian vorbei stürmte und auf Severin zu.

Und Damian sah, was Sirius tat, noch bevor er irgendetwas begriff oder irgendetwas dagegen hätte tun können.

Sirius holte in einer einzigen Bewegung aus und schlug zu. Severin wich nicht zurück, obwohl er den Schlag kommen sah. Sein Kopf wurde zur Seite geschleudert, die Haut an seiner Schläfe platzte auf. Er stolperte zurück, blieb aber stehen.

Blut lief ihm ins Auge, verfärbte das Weiß dunkelrot. Es verlieh ihm etwas Böses, wie er Sirius ansah, noch immer so ruhig und doch von einer Kraft durchdrungen, die auch Damian verwunderte. Er blickte zu Severin.

»Was willst du hier?«, zischte Sirius.

»Ich will um eure Hilfe bitten gegen einen gemeinsamen Feind.« Severin führte seine Hand zu seinem Gesicht, betrachtete das Blut, das an seinen Fingerspitzen haften blieb. »Hermann Masken nennt sich selbst den Kupfergott und die Menschen glauben an ihn. Er wird immer mächtiger, hat immer mehr Soldaten. Allein haben wir keinerlei Chance gegen ihn. Wir müssen ihn aufhalten. Er verpestet die Religion, er zerstört sie.« Severin sah Damian an, vielleicht weil er wusste, wie Sirius empfand. »Du glaubst daran, Damian. Du bist selbst noch jung, dein Körper verändert sich nicht, weil du daran glaubst. Weil du nach dem Kupfergott suchst, so wie auch wir es tun. Nur Hermann Masken ist es nicht, wird es niemals sein.«

Das Lächeln, das jetzt auf Damians Lippen glitt, war ein trauriges. Eins, das etwas so tief in seinem Herzen verbarg. Er hätte etwas erwidert, doch Sirius kam ihm zuvor.

»Du wirst keine Unterstützung von uns erhalten«, zischte er. »Die Kupferreligion ist ein krankes Geschwür in euren Köpfen. Ich habe es in deiner Familie gesehen, Severin. Ihr habt Lucius zerstört, wieder und wieder. Ihr habt dafür gesorgt, dass die Gedanken in seinem Inneren zu Teufeln wurden. Ihr habt eure eigenen Söhne geopfert und jetzt verlangst du von uns, als Goldblatt, dass die Familien Rothschild und Rosendorn dir helfen?« Er lachte. Ironie und Dunkelheit tränkten seine

Stimme. »Ich verachte dich, Severin. Ich verachte dich und deinen Bruder Severus. Ich verachte euch für das, was ihr getan habt. Dein Bruder ist tot, dein anderer Bruder der neue Narbenfürst. Und in diesem Wissen traust du dich, in mein Heim zu kommen?«

Die beiden standen noch immer nah beieinander. Sie sahen sich an, fochten einen Kampf aus, dachten an Worte und an ein anderes Gesicht, das sie mit ihren Lippen nicht formen würden. Keine Beschreibung, keine Erinnerung an das Davor.

Severin hatte die Hände zu Fäusten geballt, doch er wehrte sich nicht, schlug nicht ein einziges Mal zurück.

»In Ordnung, Sirius.« Er trat zur Seite, sah Damian für einen Moment an, als suche er in dessen Augen nach Hilfe, nach Unterstützung. Doch Damian erwiderte nichts. Stand nur dort, leer und ausgehöhlt. Er würde keine Seite wählen. »Ich werde die Nacht bleiben«, murmelte Severin. »Morgen werde ich in die Menschenwelt zurückkehren. Ohne eure Hilfe. Ist es das, was du willst, Sirius? Dass wir uns nach all den Jahren noch immer bekriegen?«

Sirius drehte sich von ihm weg. Und als er sich dem Haus wieder näherte, Damian, Severin und Faedra hier draußen allein ließ, da erwiderte er: »Mir bleibt keine andere Wahl. Jeder Mann und jede Frau, die von dem Glauben an den Kupfergott vergiftet sind, sollten sterben. Sterben, Severin. Ich hoffe du verbrennst in einer der unendlich vielen Höllen. Das hoffe ich sehr.«



Kapitel 5

Blaue Nächte voller Sterne

Severin lag in dem Bett und konnte nicht schlafen. Die Zeit in dieser Welt machte ihn blind. Als würde in der Luft etwas liegen, das sich über seine Lunge spannte. Er drehte sich zur Seite, setzte sich auf. Als er sich erhob, machten seine nackten Füße keine Geräusche auf dem Boden.

Er näherte sich dem Fenster. Nackt stand er dort und sah hinaus. Die Wüste glitzerte. Als würden sich all die Scherben sanft in dem Licht bewegen, das von den Monden auf die Welt herabschien.

Ein Geräusch erklang, eine Klinke wurde herabgedrückt.

Als die Tür geöffnet wurde, drehte Severin sich um. Er bedeckte sich nicht, schämte sich nicht für seinen Körper. Vielleicht hatte er mit Damian gerechnet, vielleicht auch mit Sirius, der ihn ein weiteres Mal aus der Welt vertreiben wollte. Doch es war das junge Mädchen, Faedra Rothschild, das dort stand. Ihr Haar glänzte, ihr Blick leuchtete. Sie schloss die Tür langsam hinter sich und lehnte sich an das kalte Holz.

»Faedra, nicht wahr?« Er hatte bisher kein Wort mit ihr gewechselt. Sie hatte die Gespräche nur belauscht und hatte sich ihnen hingeeben. Sie hatte ihn angeblickt, als sei er nicht von dieser Welt – und er war es tatsächlich nicht. Kam aus einer Fremde, die ihr unbekannt erscheinen musste. Einer Stadt, in der so viele Häuser beieinander standen, in der so viele Menschen miteinander lebten. Sie aber war hier draußen allein.

»Severin Goldblatt.« Er hatte sich ihr mit diesem Namen vorgestellt.
»Ja. Faedra Rothschild.« Ihr Blick glitt über seinen Körper, blieb

unterhalb seines Bauches hängen. Sie schämte sich nicht, dass sie ihn ansah. Sie schämte sich nicht für das Begehren, das sie empfand. Sie wirkte verletztlich. Das weiße Kleid glitt um ihren Körper, verdeckte nicht die Kurven. Sie war zu einer Frau geworden und das, was ihr Körper verlangte, wirkte für ihr Inneres doch fremd.

»Schlaf mit mir.« Sie machte wenige Schritte auf ihn zu, doch noch berührte sie ihn nicht. So viel Raum lag zwischen ihnen, Severin spürte jeden Zentimeter. Die Entfernung wog schwer in seinem Herzen. Und es pochte so laut, sein Herz.

»Ich kann nicht«, murmelte er leise und doch wollte sein Körper. Alles zitterte, alles erbebt. Nur die Vorstellung daran, doch sie genügte nicht. »Ich kann mit dir nicht schlafen, Faedra.«

»Weil du nicht willst? Weil du nicht kannst?«

Sie zweifelte nicht an sich selbst. Ihre rechte Hand glitt über ihren linken Arm, die linke über ihren rechten. Sie zogen die Ärmel ihres Kleides herab. Es fiel nach unten, entblößte erst ihre Brüste, dann ihren gesamten Leib.

Ihre Haut war blass, fast bleich in dem Licht der kupfernen Monde, die auf sie herab schienen.

»Ich glaube an einen Gott, Faedra. Ich verkünde das, was all seine Gläubigen nicht vernehmen können. Ich darf keine Frauen berühren und keine Männer.«

»Weil du glaubst, dass ich dich beschmutzen würde?« Ein leises Lachen. Sie machte nun doch einen Schritt auf ihn zu. Ihre Finger glitten über seine Hand; sie führte sie zu ihren Brüsten. Und er umfasste sie. Er sog die Luft scharf ein.

»Weil du glaubst, dass ich nicht rein genug für deinen Gott sei?« Noch einen Schritt näher, bis ihr Körper sich gegen den seinen lehnte. »Dabei weißt du doch gar nicht, wer er ist. Dabei weißt du doch gar nicht, ob er überhaupt existiert.«

Hatte er je geglaubt, dass Faedra sich von ihrer Familie unterschied? Sie war wie ihr Bruder, wie ihre Schwester damals gewesen waren. Überzeugt davon, dass es einen Gott nicht geben konnte. Dass all die Erzählungen von dem Kupfergott, dem Narbenfürsten und der Bernstein Göttin nur Legenden waren; Hirngespinnste von Menschen, die sich nach etwas sehnten, das sie in ihrem Leben nicht besitzen konnten.

Oh, sie wussten nicht, welche Sünden sie auf sich zogen.

»Und woher willst du wissen, dass er nicht existiert, wenn du doch

nie etwas anderes als diesen Ort gesehen hast? Du lebst in seiner Welt, Faedra. Du lebst in ihr und doch willst du nicht wahrhaben, dass diese Welt nur aufgrund unseres Gottes entstanden ist.«

Sie machte wieder einen Schritt von ihm fort. Und die kalte Luft, die sich nun zwischen sie schob, tat ihm körperlich weh.

»Du bist hier, seitdem du ein kleines Mädchen bist, nicht wahr?« Severin kannte nur die Gerüchte, nicht aber die Wahrheit. Dass Faedra bei Sirius aufgewachsen war, dass er nicht gewollt hatte, dass sie zu Furia ging. Die Schwestern waren voneinander getrennt worden. Die eine wurde in einen grausamen Krieg verstrickt, die andere aber war hier draußen in der Sicherheit vereinsamt. Ein junges Mädchen, das nie ein Kind gewesen war und gleichsam nicht hatte erwachsen werden können.

»Ich bin die Gefangene meines Bruders. Und seit Damian bei uns ist auch die seine. Aber er ist nett zu mir, nur gibt er mir nicht das, was ich eigentlich will.« Sie sah ihn an. »Und ich kenne nichts anderes als diese Welt, Severin. Doch wenn es einen Gott gibt. Deinen Gott, wieso hilft er mir dann nicht? Wieso rettet er mich nicht aus dieser Dunkelheit?«

Sie streckte ihre Hand wieder nach vorn. Ihre Fingerspitzen glitten über sein stoppeliges Kinn. Sie fasste ihn an, als sei er nicht echt. Als wäre er nur eine Puppe und sie wollte herausfinden, wer er war. Der Blick in ihren Augen war befremdlich und doch hatte er etwas an sich, das Severin tief in seinem Inneren berührte.

Sein Herz zog sich zusammen – ein weiteres Mal.

»Ich möchte einen Mann in mir spüren«, flüsterte sie leise. »Und du bist der einzige Mann, der außer Damian Rosendorn und deinem Bruder, je hierhergekommen ist.« Dein Bruder. An Lucius zu denken tat weh. Zu wissen, dass er ein Gefangener der Familie Masken war, dass man ihn festhielt, dass Hermann über ihn entschied. »Der einzige, Severin. Ich brauche dich. Ich brauche deinen Gott jetzt in dieser Sekunde. Wieso sollte er mir nicht das geben, wonach ich verlange?«

Ein Lachen glitt aus seiner Kehle. Es war rau von der Erregung.

»Du bist wie deine Schwester«, wisperte er. »Du nimmst dir, was du willst. Und es kümmert dich nicht, ob du damit das Leben all der anderen um dich herum zerstörst, nicht wahr?«

Er wartete keine Antwort ab. Er packte sie bei den Haaren und zog sie nah an sich heran. Sie erschrak und doch gab sie nach, sobald sie erkannte, was er tat. Der Kuss war wild. Der Kuss war alles für Severin und für Faedra noch so viel mehr. Zungen und Speichel. Lippen, die

einander liebkosten. Wünsche, die wahr wurden. Ein Klingen glitt durch ihre Leiber, ließ sie vibrieren in dieser feurigen Nacht.

Severin beugte sich über sie, dann führte er sie zum Bett. Sie ließ sich darauf nieder; die Beine gespreizt, das rote Haar hing ihr in der Stirn.

»Sag, wenn es wehtut«, flüsterte Severin leise; ganz vorsichtig. Und sie nickte, biss sich auf die Unterlippe. Aufmerksam verfolgte sie jede seiner Bewegungen, als er sich über sie lehnte und sich in sie schob.

Ihre Augen weiteten sich.

Sie stöhnte leise. Den Kopf in den Nacken gelegt. Die Lippen zu einem Lächeln verzogen. Es schmerzte ganz leicht, doch es befriedigte sie mehr, als dass es sie verletzte. Es löste etwas in ihr aus. Erst wusste sie nicht, was es war. Ein Moment. Eine Sekunde. Nicht mehr, in dem alles vollendet auf sie wirkte. Als sei sie ganz und nicht nur ein Stück aus Dunkelheit und Schmerz. Sie spürte seinen Körper in dem ihren. Als wären ihre Gedanken, ihre Seelen, sich für einen Moment ganz nah. Als wäre eine der Geschichten Realität geworden, die Damian ihr aus den fremden Welten mitgebracht hatte.

Es war wundervoll, nichts anderes. Zwei Leiber in einer tiefdunklen Nacht, an einem tiefdunklen Ort, an dem so etwas wie Liebe selten entstanden war. Zwei Körper, die sich verstanden, die sich begriffen und wussten, wer sie waren.

Es fühlte sich echt an. Und es löste in Faedra noch mehr Sehnsucht nach all den Dingen aus, die sie niemals würde kennenlernen können, die sie wegen all der Zeit hier draußen im Nirgendwo verpasst hatte.

Als Severin von ihr abließ, wollte sie nur die Hand nach ihm ausstrecken, wollte nach ihm rufen, nach ihm schreien, ihn anflehen, niemals mit dem aufzuhören, was er getan hatte. Und doch verblieb sie nur still neben ihm zwischen den Decken, ihr Gesicht in seine Richtung gedreht. Wangen und Lippen gerötet, die Pupillen weit vor Befriedigung.

Sie sahen einander stillschweigend an.

»Du wirst wieder gehen?«, flüsterte sie leise und es war eine Frage, in der so viel Schmerz mitklang.

»Dein Bruder mag mich nicht besonders, Faedra. Er wird nicht zulassen, dass ich hierbleibe.«

»Weil er glaubt, dass die Religion, der du angehörst, eine falsche sei.« Sie setzte sich auf und sah ihn an. Sie kannte Sirius, ihren Bruder. Sie kannte die dunklen Gedanken, die ihn des nachts heimsuchten. Sie kannte die Panik, die sich in seinem Blick ausbreitete, wann immer

jemand über die Kupferreligion sprach. Doch den Ursprung dieser Angst kannte sie nicht. Sie sah nur das Ergebnis und wusste, dass es grausam gewesen sein musste.

»Er kann glauben, was er will. Vielleicht ist sie falsch, Faedra. Es ändert nur nichts daran, dass wir die Hilfe des anderen benötigen. Er die meine, ich die seine. Es ist falsch, es an solchen Dingen scheitern zu lassen, nicht?«

Erst reagierte sie nicht. Dann aber zuckte sie mit ihren Schultern, schüttelte gleichsam mit ihrem Kopf.

»Mein Bruder hat in gewisser Weise Recht. Diese Religion ist furchtbar. Doch der Hass macht ihn selbst zu einem Monster. Er ist nicht mehr glücklich, seit so vielen Jahren nicht. Er jagt etwas hinterher, was ihn nicht zufrieden stellen wird.«

»Das tun wir doch alle irgendwie, Faedra.«

Sie nickte, beobachtete jede seiner Bewegungen, als er sich erhob und nach seiner Kleidung griff. Er zog sie sich über.

»Nur manche von uns sind in einer Welt eingesperrt. Andere aber sehen sie alle.«

»Sei froh, Faedra, dass du Berlin nie gesehen hast.«

»Und Metropolica? Und all die anderen Städte? Paris und London und Sankt Petersburg? Rom und Venedig? New York?« Sie lachte. »Die Menschenwelt erscheint für mich viel schöner. So viel größer als die Kupferwelt, in der sich alles nur auf Metropolica beschränkt. Es gibt nur ein einziges Land, ein einziges Volk. Diese Welt ist zu klein, Severin, und ganz langsam begreife ich, dass sie keine echte Welt sein kann. Sie ist beschränkt. Es scheint fast, als wäre sie nur auf einem einzigen Gedanken aufgebaut.«

Er zog sich seine Schuhe an, blickte auf die Taschenuhr, betrachtete den Sekundenzeiger, der sich immer weiter fortbewegte. Die Zeit kannte keine Gnade. Sie lief weiter voran, rannte fast, wollte ihm alles entreißen, was ihm in diesem Leben noch bevorstand.

»Die Kupfermenschen stammen selbst aus einer anderen Welt«, flüsterte Severin nur. »Aus einer Welt, die einst so groß war wie die unsere, aber sie ist untergegangen.«

Severin ging zur Tür und vielleicht begriff Faedra erst in diesem Moment, dass er sie verlassen würde, noch in dieser Nacht.

»Wenn du wirklich wissen willst, wie all die Welten entstanden sind, Faedra, lies die alten Schriften der Aeren. Sie kennen die Wahrheit.

Lies diese Schriften und dann wirst du vielleicht begreifen, worum es in dieser Welt und diesem Krieg tatsächlich geht.« Er lächelte nicht. Er sah sie nur an und seine Augen wirkten von einer zu tiefen, einer zu alten Trauer durchdrungen.

Er sah sie noch einen Moment länger an, dann legte er seine Handfläche auf die Türklinke.

»Es tut mir leid, Faedra, dass wir uns unter diesen Umständen kennenlernen. Ich verspreche dir, dass es beim nächsten Mal anders sein wird.« Was er wirklich damit meinte, vermochte sie nicht zu sagen. Doch als er sich von ihr abwandte, legte sie ganz vorsichtig die Hand auf ihren Bauch.

Sie sah ihm hinterher, als er in den Weiten der Welten verschwand und sie allein zurückließ an einem Ort, der nicht einmal einen echten Namen trug.